

Die Prinzessin von Sansibar

Im Halbdunkel der Diele brach das Licht unstet in den Brillantohrringen meiner Mutter, wenn sie heimkam. Ich hatte längst geschlafen, doch sobald ich den Schlüssel im Eingang knarzen hörte, konnte ich nie anders, als vom Bett aus durch den Türspalt zu spinxen. Sie wusste es, lächelte mir verschwörerisch zu und legte ihren Mantel an der Garderobe ab, ehe sie beschwingt zu mir ins Kinderzimmer kam. Ihr Gesicht war rosig aufgehellt und als sie sich näherte, um mir einen Kuss auf die Stirn zu geben, merkte ich, dass sie blumig roch und ich hielt mein Gesicht an ihren Nacken und sog die Luft ein.

„Vorsicht, Rudi, du frisst mich ja bald auf!“, rief sie und ließ sich sachte auf meiner Bettkante nieder. Ich kicherte und bleckte spielerisch meine Zähne, ehe mich beim Blick zur Seite der Ernst überfiel. Das Ziffernblatt des Weckers auf meinem Nachttisch war fast auf drei Uhr vorgerückt. „Es ist schon spät, Mama“, flüsterte ich sorgenvoll, „Wo bist du so lange noch gewesen?“ Sie glättete sich ihr Kleid und erhob sich wieder, ehe sie zwei Schritte in Richtung der Zimmertür machte: „Du solltest jetzt die Augen schließen, Rudilein, ich werde dir ein andermal davon erzählen.“ „Wovon erzählen?“, fragte ich, während sie sich schon anschickte, den Raum zu verlassen, „Mama? Mama, sag doch, bitte.“

Sie linste über ihre Schulter und schmunzelte: „Na, schön, ich will nicht so sein, du musst es ja eigentlich wissen, denn dich betrifft es doch genauso.“ „Was denn? Ist etwas Tolles passiert?“ „Oh ja, etwas ganz und gar Wundervolles, du musst nämlich wissen, ich komme gerade von einer wichtigen Zeremonie.“ „Eine Zeremonie?“, ahmte ich das Wort langsam nach, ich hatte es noch nie zuvor ausgesprochen. Ich glaube, ich war kaum sechs Jahre alt an jenem Abend, in jedem Fall ging ich noch nicht in die Schule. „Aber ja, deine Mama ist jetzt nämlich eine Prinzessin, weißt du? Du bist der Sohn der Prinzessin von Sansibar.“ Ich staunte nicht schlecht: „Wirklich, Mama, eine echte Prinzessin? Hast du eine Krone und ein Schloss?“ Meine Mutter grientete amüsiert, aber schüttelte den Kopf: „Nein, mein lieber Junge, das ist es ja, warum ich so spät komme. Du musst es für dich behalten, denn wir sind im Exil, verstehst du? Niemand darf wissen, wer ich eigentlich bin, sonst geht es uns an den Kragen.“ Ich nickte, die Augen groß aufgerissen. Ich hatte nicht wirklich verstanden, was meine Mutter erzählte, aber ich fühlte mich sehr wichtig, weil sie mir dieses Geheimnis anvertraute. Sie lächelte mich zufrieden an und strich mir noch einmal über den Kopf, ehe sie mich ermahnte, nun aber schnell schlafen zu gehen und ihr keinen Kummer zu machen.

An den Vormittagen war es immer sehr ruhig in unserer kleinen Wohnung. Ich war oft lange vor meiner Mutter wach, doch ich wartete meist in meinem Zimmer ab, bis ich ihre Schritte im Gang hörte, denn sie mochte es nicht, wenn ich laut war. Das gab ein Donnerwetter, jedes Mal und einmal sogar einen Satz heißer Ohren, als ich mit Groschen aus ihrer Handtasche zum Bäcker im Eckhaus gelaufen war und ihr die Brötchen ins Zimmer hatte bringen wollen. „Warum machst du mir solchen Ärger? Rudolf, du furchtbar ungezogenes Kind. Kein Wunder, dass dein Vater nicht heimkehren wollte!“, giftete sie, während sie mich mit der Tüte und den Brötchen darin vertrimmte, dass diese aufplatze und die Krümel in hohem Bogen durch ihr Schlafzimmer flogen. Zur Strafe musste ich den Teppichboden später kehren und eine Zeit lang beim Bäcker den Vorplatz vom Unkraut befreien, bis meine Brötchen abgegolten waren. Am schlimmsten wog aber das Wissen, warum ich keinen Papa hatte. Ich bemühte mich, weniger ungezogen und aufmerksamer zu sein. Er kehrte trotzdem nicht zurück. Wie auch, er war schließlich in Frankreich gefallen. Aber das wusste ich damals noch nicht. Es war eine selige Unwissenheit, trotz allem, und meine Kindheit bestand daraus, bis Onkel Schneider kam.

Ich glaube, meine Mutter stellte ihn mir im selben Jahr vor, in dem sie mir auch das mit Sansibar eröffnet hatte, ich mutmaße es zumindest, da er auch bei meiner Einschulung zugegen war. Er zeichnete sich dadurch aus, dass er unentwegt Zigarillos paffte und dass meine Mutter sich von ihm herumkommandieren ließ wie ein Mündel. Für mich hatte er nicht all zu viel übrig, ich war ein notwendiges Übel. „Ich bin Onkel Schneider, Junge, dein Vater ist wer anders, ich will es nicht werden“, impfte er mir gleich ein und das blieb auch dann noch so, als er meine Mutter kurz darauf ehelichte. Trotzdem bestand sie darauf, dass wir alle denselben Namen trügen und so wurde ich zumindest auf dem Papier Onkel Schneiders Sohn. Von da an war es schon morgens laut in der Wohnung. Kam er an den Nachmittagen wieder heim, lächelte sie ihn dennoch selig an und sie verließen gemeinsam das Haus. Nur ein einziges Mal mischte ich mich in ihr Auf und Ab ein, ich war acht, vielleicht neun und wieder hatte er sie so bearbeitet, dass sie weinend im Schlafzimmer verschwunden war. Er saß schnaubend am Esstisch und paffte. Ich stand im Türrahmen und musterte ihn schweigend. „Was denn, Junge, spuck's aus oder geh mir aus der Sonne!“, blaffte er mich an. „Red nicht so mit ihr. Sie ist eine Prinzessin, weißt du?“, nuschelte ich und trat von einem Fuß auf den anderen. Ich hatte Gebrüll erwartet, doch Onkel Schneider stutzte nur belustigt. „Was soll deine Mutter sein?“ „Eine Prinzessin. Mama ist die Prinzessin von Sansibar, das hat sie mir selbst erzählt!“ Er sah mich ungläubig an und prustete dann los, mit der linken Hand auf die Tischplatte klatschend.

„Was ist so witzig daran, Onkel Schneider?“ Er wischte sich die Augen und beruhigte sich dann. „Da hat dir deine Alte aber einen schönen Bären aufgebunden, Junge! Die Sansi-Bar ist unsere Stammkneipe. Deine Mutter ist die Prinzessin des Kneipentresens, sonst gar nichts.“ Ob und was ich darauf erwiderte, bekomme ich nicht mehr zusammen.

Der Anruf erreichte mich im Intercity von Hamburg nach Köln, ich musste in der Dependence einige Maßnahmen besprechen. Es waren eigenwillige Zeiten, aber ich wollte trotzdem nicht aufhören zu arbeiten. Hauptsache, man war unterwegs, dann geriet man nicht ins Grübeln. Letztlich war 75 für einen Unternehmensberater ja auch nur eine Zahl wie jede andere. Die Nummer auf dem Display war mir nicht bekannt, aber das war nicht ungewöhnlich, also ging ich ran: „Rudolf Karwitz, im Auftrag der Florin und Söhne GmbH und Co KG, was kann ich für Sie tun?“ Eine Frauenstimme meldete sich am anderen Ende: „Guten Morgen, Herr Karwitz, mein Name ist Elke Hansen, ich bin Pflegerin im St. Augustinus-Hospiz. Ich hoffe, ich überfahre Sie nicht mit meinem Anruf, aber standen Sie eventuell in Verbindung zu einer Frau namens Edith Schneider? Wir haben Ihre Karte zwischen den Sachen der Patientin gefunden.“ Mein Herz stolperte und beinahe wäre mir das Smartphone entglitten. Ich hatte jahrzehntelang auf ein solches Telefonat gewartet. So viele, dass ich irgendwann nicht mehr damit gerechnet hatte und nach meinem Namenswechsel irgendwann gänzlich aufgegeben hatte, mich noch erinnern zu wollen. Ich hatte angenommen, es wäre längst geschehen, hatte meinen Frieden damit gemacht. Ich räusperte mich: „Ich bin ihr Sohn, aber wir hatten schon lange keinen Kontakt mehr. Worum geht es denn?“ Am anderen Ende der Leitung knackte es kurz, als würde eine Hand über den Hörer geschoben und ich hörte gedämpfte, unverständliche Silben. Dann übernahm eine andere Dame den Hörer: „Herr Karwitz? Ich heiße Ilona Schwetter, ich bin die Trauerbegleiterin des Augustinushauses. Es tut mir leid, dass Sie es auf diesem Wege erfahren, aber Ihre Mutter ist Anfang dieser Woche ihrem Demenzleiden erlegen. Wir müssten leider einige Formalien klären, wäre es Ihnen möglich, binnen der nächsten Woche unsere Institution aufzusuchen?“ Ihr Ton war professionell, doch ich konnte durch die Leitung fühlen, dass sich Frau Schwetter schämte, mir die Informationen telefonisch durchgeben zu müssen. Wäre unser Verhältnis enger gewesen, hätte es mich vor den Kopf gestoßen, so setzte nur müde Ernüchterung bei mir ein. Ich hatte meine Mutter vor Jahren verloren, geblieben war eine Existenz, die fern von meiner ablief, wenn man es denn so melodramatisch äußern wollte. Den letzten Pflichten ihr gegenüber würde ich dennoch nachkommen, um das Kapitel abzuschließen. „Das ist möglich, sagen Sie mir

nur die Adresse und wann es am besten passt, ich bin ohnehin gerade auf dem Weg ins Rheinland.“

Die persönlichen Habseligkeiten meiner verstorbenen Mutter beliefen sich auf eine Kiste voller verstreutem Krimskrums. Streichholzschächtelchen aus den Wirtschaftswunder-Jahren. Das Foto von Onkel Schneider, mir und ihr bei der Konditorei Schmidtke nach dem ersten Schultag. Eine fast leere Flasche Uralt Lavendel. Die Brillantohrringe, die nur eine gekonnte Fälschung waren. Zahllose Pillendöschen. Lippenstifte. Die bauchige Samthandtasche, die sie damals immer getragen hatte. Es war ein Flachmann, ich sah es auf einen Blick und fühlte, wie die bekannte Ohnmacht nach all den Jahren wieder über mich hereinbrach. Ich schluckte. Es war in Ordnung. Sie war krank. Sie war fort.

„Wir dachten, etwas davon könnte Ihnen vielleicht als Andenken dienen“, erklärte Frau Hansen beinahe entschuldigend und ich lächelte höflich. Als ich die Kiste entgegennahm, biss sie sich sichtbar auf die Unterlippe und ich hob eine Augenbraue: „Gibt es noch etwas?“ „Ja, wissen Sie, ich hoffe, Sie finden das nicht indiskret, aber Ihre Mutter hat häufig etwas erzählt und wir wussten nie, ob es ein Symptom war-“, sie stockte und ich ermunterte sie nickend, weiterzusprechen. „Haben Sie beide jemals auf Sansibar gelebt? Ihre Mutter war fürchterlich aufgeregt, wann immer das Wort irgendwo fiel und sie hat immer erwähnt, dass Sie das Geheimnis der Prinzessin hüten müssten.“ Nach all den Jahren. Ich zögerte nicht eine Sekunde und schüttelte den Kopf. „Tut mir leid, Sie zu enttäuschen, aber ich weiß beim besten Willen nicht, worum es geht.“ Die Frau zuckte mit den Schultern: „Nein, das macht nichts. Es war wohl nur ein Hirngespinnst, das ist im letzten Stadium nicht selten.“ Ein letztes Stadium von bald siebzig Jahren, dachte ich und verließ das Gebäude. Vom Mietwagen aus kontaktierte ich das erste Bestattungshaus, das die Suchmaschine mir vorschlug. Ich schilderte die Umstände und der Inhaber räumte mir kurzfristig einen Termin am selben Nachmittag ein. Als ich auflegte, dachte ich an das letzte Telefonat zurück, das ich wegen Mutter geführt hatte.

Beim letzten Mal rief ich noch den Rettungswagen. Wir waren bereits verlobt gewesen, ich machte einen Höflichkeitsbesuch, allein, Margot sollte nichts wissen. Ich hatte einen Blumenstrauß dabei. Margeriten, die hatte sie von Onkel Schneider auch immer bekommen, vermutlich, weil sie am billigsten gewesen waren. Gefreut hat sie sich trotzdem immer, vermutlich, weil das am besten für uns alle gewesen war. Noch heute sehe ich manchmal das listige Glimmen seines Zigarrillos vor meinem inneren Auge, wenn er „Na los, Edithchen, lächle doch mal!“ brüllte. Und die Prinzessin lächelte, wie gemalt,

erst recht, wenn es Ohrfeigen setzte. Ich klingelte dreimal, aber es kam keine Reaktion. Seufzend setzte ich mich zu der Adresse in Bewegung, an der ich Witwe Schneider mit Sicherheit fände.

Sie trug ein Seidentuch mit Paisleymuster wie einen Turban um den Kopf geschlungen und warf gerade lachend den Kopf in den Nacken. Sie saß gegen die Schulter eines Mannes gelehnt, den ich nicht kannte. Es war ein Geistesgenosse von Onkel Schneider, den Pranken und den Zigarillos nach zu urteilen, aber so sah man bei Hofe der Prinzessin von Sansibar eben aus. Vor ihr stand ein Damengedeck, ein Sekt samt Eierlikör. Das wievielte es war, wusste ich nicht zu sagen. Horst, der Besitzer der Sansi-Bar, erspähte mich zuerst: „Da schau an, der verlorene Sohn! Guck mal, Edda, da ist Besuch für dich und Grünzeug hat er auch dabei!“ Beim Versuch, sich nach mir umzudrehen, kippte meine Mutter fast vom Barstuhl und ließ sich dann auf die Füße gleiten, um mit ausgebreiteten Armen auf mich zuzutippeln. „Rudilein, nein, wie schön! Komm her, komm her, setz dich, ich will dich meinen lieben Freunden vorstellen! Was willst du trinken? Hotti, sei so gut und stell meinem Jungen ein Bier und einen Killepitsch hin, er wird durstig sein, er kommt doch aus dem hohen Norden jetzt!“ Es hätte nichts gebracht, zu intervenieren, meine Mutter versorgte ihre Umgebung schneller mit Hochprozentigem, als mancher seine Gedanken überhaupt formulieren konnte. Ich nahm am Tresen neben ihr und dem Fremden Platz, den sie mir als „Volker, ein herzensguter Kerl, wirklich“ vorstellte und der sich bei meinem Anblick gleich etwas von ihr entfernte, offensichtlich kamen selbst erwachsene Kinder in diesen Kreisen nicht gut an. Entsprechend war es auch ich, der Mutter Stunden darauf im heimischen Bad die Haare aus dem Gesicht hielt und letztlich den Notruf wählte. Die gefallene Prinzessin von Sansibar verpasste meine Hochzeit selbstredend - und wir einander die nächsten Jahrzehnte.

Beim Verlassen des Bestattungsinstituts merkte ich, dass es nicht weit von unserer alten Gegend entfernt war. Ich war nicht sentimental, doch es zog mich unversehens zur vertrauten Örtlichkeit zurück. Zwanzig Minuten später fand ich mich vor einem Abbruchgrundstück wieder. Ich blickte auf die zerfallene Leuchtreklame des umzäunten Gebäudes. Die letzten Tage der ehemaligen Kultkneipe waren nur eine Planierraupenlänge entfernt. Die meisten Königreiche verschwanden mit ihren Prinzessinnen. Ich tippte mit unfreiwillig tränenumflorten Augen zweimal an den Bauzaun.

Kurzvita

Miriam Veronika Fest, Jahrgang 1991, hat Germanistik und Antike Kultur in Düsseldorf und Bochum studiert. Sie arbeitet als freie Texterin und Tutorin. Fest verfasst bereits seit ihrem 13. Lebensjahr Lyrik und Kurzprosa. Im Rahmen ihrer Texte beschäftigt sich die Rheinländerin häufig mit den Schattenseiten des Lebens und lässt ihre Figuren dabei psychische Konflikte ebenso wie moralische Gratwanderungen durchmachen.

Liste bisheriger Preise und Veröffentlichungen

Sommergeschichten: Literatur von und für Kinder (Anthologie, September 2005)
Zu Besuch bei... (Anthologie, Oktober 2006)
Heinspiel, Literaturwettbewerb der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (3. Platz Prosa, 2011)
Heinspiel, Literaturwettbewerb der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (1. Platz Prosa, 2012)
fifty-fifty, Düsseldorfer Straßenmagazin (Kurzgeschichte, Frühjahr 2012)
Brautnacht in den Dünen: Theodor Storm.Sylter Novelle.Inspirationen (Anthologie, September 2017)
Was glaubst du, wer du bist? Die besten Beiträge zum SCIVIAS-Literaturpreis (Anthologie, März 2020)

M

a

c

h

,

s

g

u

t

,

M

a

m

a